
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 235. Bromberg, den 15. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(14. Fortsetzung.)

„Ich las Pengowans Bericht", entgegnete Barrant ungeduldig, „und ich nehme an, daß Robert Turolds Tochter wußte, wo er lag. Dies ist nur eine theoretische Konstruktion ihrer Schuld und ergibt viele Dinge, die nur vermutet werden können. Wir müssen ferner annehmen, daß sie beim Verlassen des Zimmers die Tür verschloß und den Schlüssel zur Seite brachte, um Selbstmord vorzutäuschen. Als sie hinunterkam, sagte sie Thalassa die Wahrheit und bat ihn, sie zu decken. Er versprach es ihr, und als die Tür zum Arbeitszimmer gesprengt wurde, ließ er den Schlüssel unbemerkt zu Boden gleiten, damit man annehme, Robert Turold habe sein Zimmer versperrt, ehe er sich erschoß, und daß der Schlüssel aus dem Schoß gefallen war, als die Tür aufgestemmt wurde. Ein verdammt schlauer Gedankengang. Das ist die Belastung des Mädchens, Dawfield. Wie denken Sie darüber?"

„Mir scheint sie recht glaubhaft."

„Mir schiene sie weit glaubhafter, wenn sie mit den anderen Einzelheiten des Falles übereinstimmte. Haben Sie die nicht fertiggeschriebenen Blätter zur Hand, die in Robert Turolds Arbeitszimmer gefunden wurden?"

Dawfield zog zwei Blätter aus seinem Pult. Barrant legte sie auf den Tisch und prüfte sie durch ein Vergrößerungsglas.

„Es ist gewiß, daß Robert Turold nicht freiwillig die Feder niederlegte", sagte er, „sondern ungewollt, inmitten eines Wortes. Das läßt an große Überraschung oder an plötzlichen Schreck denken. Ein Klecks ist da und die Feder fuhr so heftig aus, daß sie das Papier fast durchbohrte. Kann das unerwartete Eintreten seiner Tochter ihn derart erschreckt haben? Es sieht fast so aus, als ob jemand ihn unvermittelt ansprang, was ihn so sehr überraschte, daß er die Feder fast durch das Papier stach."

„Mag das nicht seine Tochter gewesen sein?"

„Frauen schleichen wie Katzen, wenn sie heftig werden, nie aber springen sie wie Tiger. Ich prüfte nochmals jene Spuren an Robert Turolds Arm und kam zu der Überzeugung, daß sie von jemand stammen müssen, der sich in wilder Leidenschaft befand."

„Ich habe die Photographie hier", sagte Dawfield und wühlte in einer Lade. „Sie erhellen gar nichts. Es sind keine Fingerabdrücke. Flecke, sonst nichts!"

Barrant sah nach den photographischen Aufnahmen und schob sie zur Seite.

„Ich dachte viel wegen jener Spuren nach," sagte er. „Mir ist, als seien sie ein wichtiges Beweismittel. Ich prüfte sie von ganz nah, und da entdeckte ich darin den schwachen Druck von den Nägeln des ersten und des zweiten Fingers. Das verrät, daß der Eigentümer jener Hand sich zur Zeit in ungewöhnlicher Erregung befand."

„Das verstehe ich nicht."

„Erlauben Sie, daß ich an Ihrem Arm experimentiere. Wenn ich fest zugreife, wie jetzt, so fühlen Sie meine Finger der ganzen Länge nach Ihr Fleisch pressen, nicht?"

„Ja, ich fühle es", sagte Dawfield und wand sich. „Sie haben einen kräftigen Griff. Mein Arm wird schwarz und blau werden."

„Der Griff an Robert Turolds Arm war ganz anders", entwickelte Barrant ernsthaft seine Theorie. „Fürchten Sie nicht, ich demonstriere nicht nochmals. Es sah eher aus, als hätte ein springender Tiger sich mit der Klaue festgekrallt, einer, der sich in höchster innerer Erregung befand, mit gestrafften Muskeln, die einen gespannten Griff bewirkten, wobei die gespreizten Finger sich in die Haut gruben. Meiner Meinung nach war es der Griff eines Mannes."

„Thalassa?"

„Das kann ich nicht sagen. Er ist ein schlauer, verschlagener Bursche, und ich konnte gestern abend nichts von ihm erfahren. Er sagt, er sei im Kohlenkeller gewesen, während sein Herr starb. Hierin liegt seine Klugheit. Er schützte sich und deckte das Mädchen. Denn war er wirklich unten im Kohlenkeller, so mochte sie das Haus betreten und wieder verlassen haben, ohne daß Thalassa es merken mußte. Er sagt, daß er niemals einließ und niemand hörte."

„Vielleicht half er beim Mord und sprang seinen Herrn an."

„Das ist möglich. Doch warum hätte Thalassa in wahnsinniger Erregung auf seinen Herrn eindringen sollen? Um zu dem Revolver zu gelangen? Ich wüßte keinen anderen Grund. Was geschah dann? Robert Turold wurde nicht gleich angeschossen. Sekunden vergingen, möglicherweise Minuten. Was geschah während dieser Frist? Hielt Thalassa seinen Herrn mit eisernem Griff, während das Mädchen den Revolver aus der Lade nahm und schoß? Was veranlaßte Robert Turold, im Sterben nach der Uhr zu greifen? Das sind Fragen, die wir jetz tnicht beantworten können. Sicher aber ist, daß, wer immer den Mord beging, das Zimmer gleich nach vollbrachter Tat verließ, daß die Tür von außen verschlossen und der Schlüssel abgezogen wurde. War die Tochter die Mörderin gewesen, so brachte vermutlich Thalassa den Schlüssel später wieder in das Zimmer zurück."

„Haben Sie diesbezüglich irgendwelche Zweifel?"

„Die Umstände weisen auf Thalassa, doch eigentlich war es Austin Turold, der den Schlüssel aufhob. Auch das muß erwogen werden."

Rasch sah Inspektor Dawfield auf, doch im Antlitz seines Kollegen war nichts, was dessen Gedankengang verraten hätte.

„Sie glauben, daß die Abdrücke auf dem Arm entstanden waren, als man den Leichnam in das andere Zimmer trug?" warf er ein.

„Jetzt nicht mehr", gab Barrant zurück. „Diese Annahme war nur unter der Voraussetzung aufrechtzuerhalten, daß das Leben noch nicht ganz erloschen war, als man den Körper vom Boden hob. Doch ich befragte Dr. Raven-

Shaw darüber, und was der aussagte, ließ mich anderer Meinung werden."

„Ich hörte heute einen meiner Leute etwas erzählen, was wohl mit dem Fall zusammenhängen könnte", bemerkte Dawfield. „Es wird in der Gegend viel geklatscht. Robert Turold galt allgemein als sehr exzentrisch. Wenn er vom Kirchhof über das Moor nach Flint House ging, so lief er fast und blickte über die Schulter zurück, als fürchte er sich."

„Darüber hörte ich nichts", meinte Barrant. „Halten Sie die Geschichte für glaubhaft?"

„Ein Fischer aus dem Kirchdorf erzählte sie sehr anschaulich dem Polizisten. Er sagte, daß Robert Turold einen Hund besaß, den er für gewöhnlich auf solchen Wegen mit sich führte. Der Herr schritt immer so mächtig aus, daß der Hund keuchend, mit hängender Zunge hinter ihm herlief."

„Das klingt übertrieben", sagte Barrant. „Fischer tragen gern dick auf. Immerhin aber will ich den Mann nach meiner Rückkehr aufsuchen und ihn befragen. Man soll nichts unversucht lassen." Er sah nach der Uhr und erhob sich. „Ich will nun den Zug erreichen. Wenn während meiner Abwesenheit sich Wichtiges ereignen sollte, so drahten Sie mir bitte nach Scotland Yard."

19. Kapitel.

Durch Frau Pendleton erhielt Herr Brimsdown die erste Kenntnis von dem Drama voll seltsamer Ereignisse, das Robert Turolds Tod umgab. Als er sie im Hotel aufsuchte, kam sie aus ihrem Zimmer herunter, die Augen vom Weinen gerötet und voll von zitternder Schreckhaftigkeit, die schlecht zu ihrer massigen Erscheinung paßte.

Der Anwalt grüßte förmlich und höflich. „Als Ihres verstorbenen Bruders langjähriger Rechtsfreund drängte es mich, hierherzureisen", sagte er und maß die verwirrte Dame, die vor ihm stand, mit ernstem Blick. „Mir schien, als könne ich hier nützen, vielleicht helfen. Deshalb kam ich her."

„Ich danke Ihnen", murmelte sie unzusammenhängend, — „so ein fürchterliches Ende! Der arme, arme Robert!"

„Ein beklagenswerter Verlust für seine Familie — und für England", stimmte der Anwalt bei. „In dem Hotel, in dem ich abstieg, konnte man Ihre Adresse für mich feststellen. Ich will heute morgen noch bei der Polizei vorsprechen. Ich las bisher nur die Berichte in den Londoner Abendblättern, und es mag vertrauliche Details geben, die der Presse nicht bekannt sind. Falls solche bestehen, haben Sie vielleicht die Güte, sie mir mitzuteilen. Bitte zögern Sie nicht, mir alles zu sagen, was Sie wissen. Ich genoß durch etwa dreißig Jahre die Auszeichnung, das Vertrauen Ihres verstorbenen Bruders zu besitzen." Herr Brimsdown hüstelte diskret.

Seine Stimme warb um Bekenntnisse, und Frau Pendleton, in ihrer augenblicklichen Sinneszerrüttung, war nur zu bereit, solche einem teilnehmenden Ohr weiterzugeben. Herr Brimsdown saß steif aufgerichtet und lauschte mit undurchdringlichem Gesicht. Und doch enthielt die Erzählung Überraschungen, sogar für ihn. Nicht deren kleinste war, daß Frau Pendletons Beschreibung ihrer Nichte genau mit der Erscheinung des Mädchens zusammenfiel, dessen Identität ihm am Bahnhof soviel Kopfzerbrechen verursacht hatte.

Er sagte nichts von diesem zufälligen Zusammentreffen, auch nichts von Robert Turolds Brief, zur Schwester des Verstorbenen, die nun ihre Ängste und Verdächtigungen vor ihm ausbreitete. Ihr erregter Sinn kehrte wieder und wieder zur Frage von Sisilys Mitschuld an ihres Vaters Tod zurück.

„Ich kann es jetzt noch nicht glauben", sagte sie schaudernd. „Und doch — es lag etwas Seltsames in ihrer Art." Sie preßte ihr Taschentuch an die Augen. „Charlie Turold, mein Neffe, beharrt fest auf ihrer Unschuld."

„Trotz ihrer Flucht?"

„Ja. Er kam heute morgen zu mir, noch ehe ich aufgestanden war, und fragte, ob ich wisse, wo Sisily sich hingewendet habe. Nachher kam er wieder. Er war in schrecklicher Verfassung und wütete gegen den Detektiv, des Haftbefehls wegen. Er sagte, es sei eine Tollheit ohnegleichen, zu glauben, daß ein Mädchen wie Sisily ihren Vater ermordet haben könne. Ich sagte, da Sisily doch verschwunden sei, könne man der Polizei keinen Vorwurf darüber machen, daß sie verfolgt werde. Als ich das sagte, wandte er sich gegen mich und brauchte so heftige Worte, daß ich mich fast vor ihm fürchtete. Aber ich hatte selbstverständlich Nachsicht."

„Warum?" fragte der Anwalt und sah sie an.

„Ich glaube, daß Charlie Sisily gut leiden mag", murmelte Frau Pendleton.

„Wollen Sie sagen, daß die beiden einander lieben?" fragte der Anwalt, der aufmerksam geworden war.

„Was Sisily betrifft, kann ich nichts sagen. Und auch von Charlie erriet ich es erst am heutigen Morgen. Ich glaube bestimmt, der arme Robert hatte keine Ahnung. Es wäre ihm bestimmt nicht recht gewesen, — nach seiner Eröffnung am Begräbnistag, meine ich."

Herr Brimsdown nickte stumm Zustimmung. Jeder andere hätte eine solche Lösung des Familienskandals freudig begrüßt, nicht aber Robert Turold mit seinem wilden Stolz auf die Ehre des Titels, den er zu erringen trachtete.

„Ist der Glaube Ihres Neffen an Fräulein Turolds Unschuld auf Stärkeres gegründet, als auf eine bloße Annahme. Verdächtigt er jemanden anderen?"

„Er sagte nichts dergleichen. Er war überaus erregt und sprach und sprach, ohne auch nur im entferntesten auf mich zu hören. Er scheint sehr jäh und halsstarrig zu sein. Ich bemerkte das an dem Tag, an dem Sisilys Mutter bestattet wurde. Als Robert uns über seine Ehe sprach, sagte ihm Charles, er habe in erster Linie Pflichten gegen seine Tochter. Robert sah ärgerlich drein."

„Das glaube ich gern", murmelte der Anwalt, „der junge Mann scheint Mut zu haben."

„O ja, er zeichnete sich auch im Kriege aus", war Frau Pendletons unschuldige Erwiderung. „Ich glaube, sein Temperament schlägt mehr nach mir als nach seinem Vater. Austin und ich stimmten nie überein. Wir stritten sogar nach des armen Robert schrecklichem Tode. Austin meinte, er habe sich — umgebracht." Ihre Stimme sank zu entrüstetem Flüstern.

„Auf welche Annahme baute er diesen Glauben?" fragte Herr Brimsdown behutsam.

„Er sagte, die Umstände wiesen darauf hin", sagte sie. „Ich aber wußte es besser, — wußte, daß Robert nie etwas so Gräßliches begangen haben würde: Hatte ich aber nicht außerdem durch die Türe hindurch den schrecklichen alten Diener erblickt? Deshalb ging ich auch zur Polizei."

Da Frau Pendleton den Hang zeigte, sich zu wiederholen, erhob sich Herr Brimsdown, die Unterredung zu beenden. Auch Frau Pendleton stand auf, aber noch war sie nicht am Ende ihrer Überraschungen für ihn angelangt.

„Dann ist noch Roberts Testament — so seltsam! Wirklich —"

„Sein Testament? Welches Testament?" unterbrach der Anwalt. „Hinterließ Ihr Bruder hier ein Testament?"

„Ja. Ein Testament, das ein Ortsanwalt verfaßte — ein Mann mit dem seltsamen Namen Bunkom —, ein fürchterlicher kleiner Gesell. Alles fällt meinem Bruder Austin zu. Mir persönlich liegt gar nichts daran. Schließlich waren Robert und ich uns durch viele Jahre fast entfremdet, und ich will nichts von ihm. Doch wie er das arme Mädchen, seine Tochter, bedenkt, ist wirklich zu arg. Ich will dem Toten keine üble Nachrede halten, das aber muß ich sagen: ob nun Sisily mit ihres Vaters Tod zu tun hatte oder nicht, das konnte Robert doch zu jener Zeit nicht wissen."

„Seltsam, daß Ihr Bruder mich nicht fragte, ehe er seinen letzten Willen entwarf."

„Vielleicht fürchtete er, Sie würden ihn überzeugen, ihn gegenteilig aufzusetzen", seufzte Frau Pendleton. „Dies alles ist sehr seltsam. Ich verstehe nichts davon."

Herr Brimsdown fand es ebenfalls seltsam. Jetzt und später auch. Am nächsten Morgen begab er sich zuerst nach dem Polizeiamt und hinterlegte Robert Turolds Brief zu Händen von Inspektor Dawfield, dann suchte er den Anwalt auf, der mit der Abfassung von Robert Turolds letztem Willen betraut gewesen war. Herr Bunkom war ein spinnengleiches Männchen, das in einem kleinen dunklen Arbeitsraum seine amtlichen Netze wob, ein Mann, dessen unterwürfiges Wesen von scharfem Fuchsblick geleitet wurde.

Das Testament war ordentlich verfaßt. Zum Universalerben war bedingungslos Austin Turold eingesetzt, und außerdem enthielt es nur zwei Legate. Robert Turold hatte Thalassa und Sisily („meine illegitime Tochter“) auf gleiche Teile gesetzt und jedem ein Jahreseinkommen von 50 Pfund gesichert. Austin Turold und Herr Brimsdown waren zu Testamentsvollstreckern bestellt. Das war alles.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm von Kaulbach.

Zu seinem 125. Geburtstage am 15. Oktober 1929.

Von Dr. **Karl Brandes.**

Die fast genau sieben Jahrzehnte umfassende Lebensgeschichte Wilhelm von Kaulbachs zu studieren, bietet nicht nur dem Kunsthistoriker, sondern auch vom allgemein menschlichen Standpunkte aus eine Fülle des Interessanten. Dieser Künstler, den ein gütiges Geschick zu den Höhen des Daseins hinaufführte und in unwandelbarer Treue mit Glück und Ruhm überhäufte, hat in seiner Jugend alle Bitterkeiten des Lebens durchkosten müssen. Sein Vater, ein verkommenes Genie, der selbst mit dem Strafgesetz in Konflikt geriet, war nicht in der Lage, der Familie Unterhalt zu gewähren, sodaß der Sohn bei Verwandten erzogen oder — besser gesagt — herumgestoßen wurde und fortgesetzt Entbehrungen und Mißhandlungen zu erdulden hatte. Kein Wunder also, daß Kaulbach zu einer pessimistischen Weltanschauung gelangte und auch in der Zeit seines glänzendsten Aufstiegs die Bitternis der Jugendjahre nicht zu verwinden vermochte, vielmehr gesellschaftlich ein Einsamer blieb. Und doch konnte er gerade unter dem Druck der Armut, der ihn zwang, mit den von seinem Vater hergestellten Gravüren von Haus zu Haus zu gehen, die Grundlagen seiner späteren künstlerischen Meisterschaft, dazu eine weitgehende Welt- und Menschenkenntnis, Selbständigkeit und Elastizität erwerben. Seine trüben Lebenserfahrungen lehrten ihn, aus der Gegenwart in das weite Reich der Phantasie zu flüchten und mit dem damals herrschenden romantischen Idealismus ein gutes Stück Realismus zu verknüpfen.

Seine künstlerische Ausbildung begann er bereits als Siebzehnjähriger in der Schule des großen Cornelius zu Düsseldorf. Seine erste größere Arbeit, die damals gewaltiges Aufsehen erregte, war bezeichnenderweise die Komposition des Narrenhauses zu Engeln, ein Werk von einer für jene Zeit unerhörten Kühnheit, die mit beißendem Hohn Typen wie den Narren des Königtums von Gottes Gnaden, den vor Hochmut übergeschnappten Philosophen, den Börsenjobber und den religiösen Schwärmer der Lächerlichkeit preisgab.

1826 folgte Kaulbach seinem Lehrer Cornelius nach München, wo er bald als dessen eigentlicher Nachfolger angesehen wurde. Heute herrscht Klarheit darüber, daß der sehr moderne, nach Eleganz strebende Schüler es nicht im entferntesten vermocht hat, das an den edlen Formen der Antike geschulte Können des Meisters zu erreichen.

Europäischen Ruhm gewann Kaulbach damals durch seine „Hunnenschlacht“, die den Kampf der Kultur und der Frömmigkeit gegen Willkür und Barberei veranschaulicht, ein Werk, von dem alle Welt entzückt war, ohne jedoch der in der Unentschiedenheit des Ringens sich äußernden pessimistischen Grundidee inne zu werden.

Von bleibendem Wert sind Kaulbachs Illustrationen zum „Reineke Fuchs“. Die Hauptarbeit seines Lebens aber wurde für ihn die Ausmalung des Treppenhauses im neuen Museum zu Berlin, die ihm Friedrich Wilhelm IV. von Preußen übertrug, und die etwa zwanzig Jahre in Anspruch nahm. In sechs riesigen Gemälden gelangten die großen Epochen der Weltgeschichte zur Darstellung. Hier fand Kaulbach Gelegenheit, sich als echter Historienmaler in der Schaffung vortrefflicher Bildnisse, durch seinen Reichtum an Motiven und Episoden auszuzeichnen und gleichzeitig sein Ideal, das Streben nach Freiheit, zu verherrlichen.

Kaulbach, dem außer vielen anderen hohen Ehrungen die Erhebung in den Adelsstand zuteil wurde, besaß eine gewaltige Schaffenskraft. Es war ein reiches Menschenleben, dem die Würgerin Cholera 1874 ein plötzliches Ziel setzte.

Das Wunderbare.

Skizze von **Charlotte Dahms.**

Wo vereinzelte Birken aus dem Walde heraustreten, steht das Bahnwärterhäuschen. Zweimal am Tage donnert der D-Zug vorüber, läßt die kleinen Fenster klirren und jagt Schauer durch das Wiesenland. Wenn die Strecke nicht frei ist, verschnauft er ein paar Minuten, Gesichter beugen sich aus den Wagen und ziehen sich gelangweilt wieder zurück. Reiseneugierde kommt hier nicht auf ihre Kosten — ein dunkler Waldstreifen, ein Wiesenviereck, ein rotes Bahnwärterhäuschen mit bescheidenen Garten, in dem ein Mädchen arbeitet. Befriedigt atmet man auf, wenn der Zug wieder weiter fährt, und mancher winkt der Tochter des Bahnwärters halb mitleidig ein Lebewohl zu. Aber die hebt nur müde die Hand.

Früher hatte sie diese Abgeschlossenheit ihres Daseins nie hart empfunden; aber seit sich die jüngere Schwester verheiratet hat, und sie ganz allein mit dem etwas grämlichen Vater hausen muß, krankt sie manchmal an einer lastenden Niedergeschlagenheit. Tagsüber sinkt zwar alles Nachdenkliche in der Arbeit unter; aber abends, wenn der Wald wie ein Scheerenschnitt vor gelblichem Himmel steht und mit dem starken Wiesenduft Grillenzirpen betäubend aus dem Grase steigt, bekommen ziellose Wünsche beunruhigendes Leben und nehmen dem Feierabend das stille Behagen. Erinnerungen stehen auf an sorglos vertanzte Sonntagabende im fernen Dorfkrug, an kleine, unschuldige Liebeserlebnisse, die, kaum begonnen, immer wieder im Sande verlaufen waren. Sehr weit liegt das alles schon zurück, glimmt nur noch verschwommen in den grauen Alltag hinein wie ein farbiges Licht im Nebel. — Und oft fragt sie sich, ob wohl damit ihr bescheidener Anteil an der Lebensfreude schon ausgeglichen sei, ob gar niemals das Schicksalhafte, das Wunderbare in irgend einer Gestalt ihren Weg kreuzen würde. Aber für sie wird wohl weiter ein Jahr in das andere übergehen, einförmig und farblos wie die aneinander gekuppelten Wagen der langen Fernzüge — bis endlich die roten Schlußlichter kommen und alles vorüber ist. —

Den ganzen Sonntag über hat es aus gewitterschwerem Himmel unaufhörlich geregnet. Trübe strudelt der angeschwollene Bach und schwemmt Unrat in das Gärtchen. Seufzend sieht sie die zerstörten Beete. Nein, heute am Feiertag würde sie das nicht wieder in Ordnung bringen! Sie muß heute einmal heraus aus dieser drückenden Enge, es drängt da etwas stärker und schmerzhafter denn je nach Entspannung und Gelöstsein, als hätte das reinigende Wetter draußen halb erstickte, tastende Wünsche in treibende Kraft verwandelt. Einmal etwas anderes sehen als nur den Bahndamm und das Krautgärtchen — und wäre es auch nur der Tanzboden des Dorfkrugs mit seinen verstaubten Erinnerungen. Sie zieht die neue, grellbunte Strickjacke über, probiert die Taschenlampe — ach, ausgebrannt — steckt ein paar Wachshölzchen ein und macht sich auf den Weg.

Die Luft ist treibhausfeucht und schwer vom Duft des Waldbodens. Vorsichtig geht sie in den etwas engen Lackschuhen den Weg an den blank gewaschenen Gleisen entlang; die Baumkronen triefen noch wie vollgesogene Schwämme. Aus wolkigem Himmel fällt frühe Dämmerung ein, nur die Schienen geben noch ein mattes Blinken.

Die Straße senkt sich; wie ein flacher Dünenrücken läuft der Bahndamm nebenher, ein paar kümmerliche Blumen zittern im Abendwind auf seinem Scheitel. Und plötzlich greift es ihr eiskalt an die Seele — da oben — da hängt ja — herausgespült, unterwaschen vom Regen — ein Stück Schienenstrang lose in der Luft — frei schwebend über dem sandigen Hang wie ein Brückenbogen, unter dem der Himmel durchscheint — und bald ist der Abendzug fällig.

Ihre Zähne schlagen vor lähmendem Entsetzen aneinander. Angestrengt lauscht sie — aber noch bleibt die Ferne still. Nur vereinzelte Tropfen klatschen aus den Zweigen ins Moos, und das Blut rauscht dumpf in ihren Ohren. Ein Windstoß fährt auf, und gelockerte Schrauben klappern da oben — es klingt wie Sensen-Dengeln. Und jetzt — schwach, windzerrissen — — noch weit hinter dem Walde — ein Lokomotivenpfiff.

Atemlos klimmt sie den abbröckelnden Bahndamm hinauf — jagt, ohne sich zu besinnen, zwischen den Schienen entlang. Ob man sie auch sehen wird? Es dunkelt schon

stark, kaum, daß man noch die Pappeln da drüben erkennen kann — — und hinten bei der Kurve blinken jetzt zwei Lichter auf.

Einen Herzschlag lang will es sie triebhaft wieder zurückstoßen — auf den Weg hinunter — tief in den Wald hinein — in Sicherheit. Aber dann reißt sie die Strickjacke herunter, läßt in fliegenden Händen ein Wachshölzchen aufflammen — die Wolle fängt rasch Feuer — — und das flackernde Signal als weithin leuchtende Fahne hoch in der Luft schwenkend, läuft sie dem heran donnernden Zuge entgegen.

Dröhnend poltern Puffer aneinander, Räder kreischen unter der Bremse — Türen werden aufgerissen — angstvolles Rufen und Fragen — Schatten hasten an erleuchteten Fensterreihen entlang — huschen mit Laternen suchend gebückt über die Gleise.

Taumelnd richtet sie sich aus dem Schotter zwischen den Schienen hoch, fährt mit der Hand über die schmerzende Stirn, das versengte Haar. Der Lokomotivführer leuchtet ihr ins Gesicht. — —

„Das ist die Älteste vom Bahnwärter drüben“, sagt er zu den Umstehenden, „bei der können wir uns alle bedanken! Eine Minute später — und — na, man darf's gar nicht zu Ende denken — — —“

In den nächsten Tagen liegt das rote Häuschen noch verlorener und einsamer als sonst, denn der Bahnverkehr ist auf eine andere Strecke umgeleitet. Aber dem Mädchen dünkt die Abgeschlossenheit nicht mehr so lastend seit jenem Erlebnis. Da war doch etwas gewesen — etwas sehr Großes, Wunderbares, das noch lange lange in ihr nachklingen würde. Anders hat sie sich das Wunderbare freilich immer vorgestellt — ganz anders —, und doch hätte es kaum beglückender sein können, will es ihr scheinen.

Und als dann eines Morgens wieder der erste D-Zug keuchend vor dem Bahnwärterhäuschen hält, umfaßt sie mit sorglich liebendem Blick die lange, dunkle Wagenschlange, als hätte sie irgendwie einen mütterlichen Anteil an all dieser vielfältigen Menschenfracht. Sie sieht gar nicht, wie der Lokomotivführer winkt und ihr eifrig Zeichen macht. Aber als dann der Zug hinaus fährt, flattert ihr ein rußiges Zettelchen vor die Füße:

„Ich bin nächsten Sonntag dienstfrei. — Wollen wir uns dann morgens bei den Pappeln treffen?“



Bunte Chronik



*** Die Stadt der Sechsfingrigen.** Unweit von Madrid liegt Cervera. Es wäre eine allzu große Ehre für Cervera, als eine Stadt bezeichnet zu werden. Es verdient nicht einmal den Namen eines Dorfes; denn das, was die Spanier Cervera nennen, ist eine Sammlung elender Hütten, die alle die graue Farbe des lehmigen Bodens, aus dem sie erbaut worden sind, haben. Hier haben sich Menschen niedergelassen. Hier leben sie, freuen sich des Lebens, leiden und sterben. Trotzdem ist Cervera ein bemerkenswerter Ort; denn die meisten seiner Einwohner sind mit einer Eigentümlichkeit von der Natur bedacht, die man sonst in der ganzen Welt selten findet. Sie haben nämlich einen s e c h s t e n F i n g e r, an jeder Hand. Diese Eigenart vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, und die Einwohner von Cervera sind sehr stolz auf ihren sechsten Finger. Freudestrahlend lassen sie sich mit ihrem sechsten Finger photographieren. Ein Greis von 90 Jahren mit weißem Patriarchenbart und von majestätischem Aussehen ist von der ganzen Bevölkerung besonders geachtet, weil der ganze sieben Finger an jeder Hand hat. Wahrscheinlich deshalb versieht der vierzehnfingrige Alte das Amt eines Bürgermeisters. Eines Tages wurde eine Lehrerin aus Madrid nach Cervera versetzt. Während ihrer ersten Unterrichtsstunde in der Volksschule fragte sie einen Jungen, wieviel zwei mal fünf sei. Als der Kleine sich keinen Rat wußte, sagte ihm die Lehrerin, er solle doch die Finger seiner beiden Hände zusammenzählen. Als der Junge seine Hände aus den Hosentaschen zog und sie der Lehrerin vor die Augen hielt, sah sie zu ihrem größten Entsetzen, daß der Kleine je sechs Finger hatte und fiel in Ohnmacht; denn sie dachte, ein Zauberwesen vor sich zu sehen. In Cervera leben heute 200 Menschen, von denen 150 mehr als fünf Finger an jeder Hand haben. Sonderbarerweise sind die Erstgeborenen gewöhnlich normal gebaut. Kein einziger Arzt und kein einziger Gelehrter haben bisher den Weg nach Cervera gefunden. Allerdings ist es nicht so leicht, diesen Fleck zu erreichen. Die Verkehrsverhältnisse sind miserabel, und man muß entweder zu Fuß gehen oder einen Ochsenkarren benutzen. Dabei bietet Cervera ein überaus interessantes Material für Antropologen und Ärzte. Man denke, was wäre nur, wenn die Cervera-Einwohner auswandern würden, und sich mit anderen spanischen Stämmen vermischt hätten. Diese Möglichkeit scheint aber vorläufig ausgeschlossen zu sein. Und nicht umsonst behauptet der Bürgermeister, daß man in Cervera lebt und stirbt. Glückliches Land Spanien, wo es noch Leute gibt, die mit einer Abnormität sich nicht nur abfinden, sondern sich darüber sogar noch freuen.

*** Hautjucken und Magenkrebs.** Zwischen Hautjucken und Magenkrebs scheint ein Zusammenhang zu bestehen, der in der Literatur zwar mehrfach erwähnt, aber praktisch bisher zu wenig beachtet worden ist. Nach neuerlichen Feststellungen von Prof. H. Küttner und Prof. Jadassohn sind namentlich Krebse der Verdauungswege, unter ihnen wieder solche des Mundes, des Magens und der Leber, oft mit qualvollem Jucken verbunden. Wichtig ist, daß dieses Jucken oft allein und lange vor anderen Beschwerden auftritt, so daß man in ihm ein warnendes Frühsymptom sehen kann. Man hat dann bisher an ein nervöses oder an ein harmloses Altersjucken gedacht. Nach den Feststellungen der beiden genannten Forscher wird man im krebsfähigen Alter bei allgemeinem Hautjucken, für das eine sonstige Ursache nicht aufzufinden ist, in Zukunft auch an beginnende Krebsgeschwülste zu denken und seine Nachforschungen darauf zu richten haben.

*** Wie Tiere laufen.** Tiere mit stark überwiegender Kraft und Breite der Hinterpartie, zum Beispiel Hasen, Eichhörnchen, greifen mit den Hinterfüßen beiderseits außen über die Vorderfüße hinaus. Hochbeinige Hunde setzen, um besser ausgreifen zu können, schon im Trab meist einen Hinterfuß neben und einen zwischen die Vorderfüße; im vollen Lauf tun dies fast alle Hunde. Dabei ist die Körperstellung so, daß nicht die Körperachse, sondern die Linie von der Mitte zwischen den Hinterfüßen zum Lotpunkt des Schwerpunktes in der Richtung der Fortbewegung liegt. Denn da bei allen Vierfüßlern die vorschiebende Kraft der Hinterbeine stärker ist als die der Vorderbeine, so würde dieser Schub eine Drehbewegung bewirken, wenn er nicht in der Richtung auf den Schwerpunkt erfolgte. Diese Ausführungen des Herrn von Bismarck möchten wir durch zwei weitere, besonders interessante, ergänzen. Beim Edelmarder findet man immer nur zwei Fußabdrücke, so daß es den Eindruck macht, als ob ein zweibeiniges Tier dort gehüpft sei. Das kommt daher, weil dieses Tier mit den Hinterfüßen immer genau in die Spuren der Vorderfüße springt. Der listige Fuchs endlich fegt den Boden mit seinem langen Schwanz, der ihm extra zu dem Zweck gewachsen zu sein scheint, um seine Spur zu verwischen. Wer das, etwa als Sonntagsjäger, nicht weiß, wird vergeblich auf die Fuchsjagd gehen.

Lustige Rundschau



*** Gäste.** Es gibt solche und solche. Der Ober in der „Taberna“ sieht, wie ein Gast vergeblich versucht, der eben servierten Bockwurst mit dem offensichtlich etwas stumpfen Messer beizukommen. Dienstfertig springt er hinzu: „Verzeihen! Bringe Ihnen sofort ein scharfes Messer!“ — „Ach, lassen Se nur!“ winkt da der Gast ab, „'s ist alles da!“ Langt in die Tasche und bringt ein schönes, blankes Tischmesser heraus. Auf dem Griff steht groß und deutlich sichtbar eingeprägt: „Residenz-Café“.

*** Autokauf.** „Ich möchte einen rassigen Wagen, etwas ganz Außergewöhnliches.“ — „Vielleicht einen Wagen auf Barzahlung?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.